# Beilage zur Jährlichen Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Autor(en): **Bruckner, W.**

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1923)**

PDF erstellt am: **24.04.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Das Schicksal der deutschen Sprachminderheiten in romanischen Ländern.

---

Von

Prof. Dr. W. Bruckner.

Basel.
Buchdruckerei zum Basler Berichthaus.
1924.

Beilage zur Jährlichen Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

# Das Schicksal der deutschen Sprachminderheiten in romanischen Ländern.

Von Prof. Dr. W. Bruckner.

Die Leser unserer schweizerischen Zeitungen bekommen immer wieder von Zeit zu Zeit aus Südtirol, aus Siebenbürgen oder auch aus dem Elsaß Klagen darüber zu lesen, wie die deutsche Sprache systematisch unterdrückt wird. Die meisten nehmen freilich solche Auslassungen mit Gleichmut hin. Wir sind leider durch all das Fürchterliche, was wir seit bald 10 Jahren zu lesen bekommen, das uns bald niederdrückt, bald empört, derart abgestumpft, daß nur wenige sich über solche Nachrichten weitere Gedanken machen. Viele stellen sich einfach vor, daß die Leute dann statt Deutsch Französisch oder Italienisch oder Rumänisch reden werden. Und doch ist es ein Vorgang, der für die Geschichte und die Kultur Europas von Bedeutung ist, wenn mehrere Millionen Deutscher gezwungen werden, ihre angestammte Muttersprache aufzugeben. Es lohnt sich wohl, sich über diese Vorgänge und alles, was damit zusammenhängt, einmal genauer Rechenschaft zu geben.

## I.

Das Deutschtum ist in den drei Ländern, von denen hier die Rede ist, nicht gleich alt. Sie sind zu ganz verschiedenen Zeiten von Deutschen besetzt worden. Da von den Siegern die Sache heute gerne

so dargestellt wird, als ob sie lediglich ein Gebiet, das ihnen entfremdet gewesen, wieder zurückgewonnen hätten, so ist es wohl angebracht, im einzelnen zu prüfen, wann und unter welchen Umständen diese Länder deutsch geworden sind.

Am frühesten ist das Elsaß von den Deutschen besiedelt worden; hier sind auch die Vorgänge im allgemeinen am genauesten bekannt. Schon vor Christi Geburt waren einzelne Germanenscharen über den Rhein in Gallien eingedrungen; hier sei nur an Ariovist erinnert, den Caesar bekanntlich irgendwo im Elsaß vernichtend geschlagen hat. Jahrhundertelang hatten dann die römischen Provinzen Ruhe. Aber im 3. Jahrhundert beginnen die Einfälle der Alemannen über den Rhein in römisches Gebiet, und im 5. Jahrhundert haben sie die Lande links vom Rhein in dauernden Besitz genommen. Es ist bekannt, wie Chlodwig im Jahre 496 die Alemannen besiegt und nach Süden zurückgedrängt hat. In der Folge bewohnen sie dann im großen und ganzen dieselben Teile Oberdeutschlands, die heute noch alemannisch reden.

Zu diesem Gebiet, das seit fast anderhalb Jahrtausenden von Alemannen bewohnt wird, gehört auch das Elsaß. Die weite Rheinebene bis zum Fuß der Vogesen ist seit jener Zeit deutsch. Dieses aus den geschichtlichen Berichten erschlossene Ergebnis wird durch sprachliche Beobachtungen bestätigt. Nur verhältnismäßig wenige alte keltische oder römische Ortsnamen haben sich hier erhalten, wie Kembs, Breisach, das ursprünglich auf dem linken Ufer lag, Kolmar und Zabern; die meisten sind untergegangen, so auch der alte Name Straßburgs Argentoratus. Das läßt uns erkennen, daß die alte Bevölkerung, deren Zahl in den unruhigen Zeiten wohl schon überhaupt abgenommen hatte, vor den neuen Eindringlingen im allgemeinen das Feld geräumt und sich an und ins Gebirge zurückgezogen hat. Die erhaltenen Namen haben auch bezeichnenderweise wichtige lautliche

Veränderungen durchgemacht. Im 6./7. Jahrhundert haben nämlich die hochdeutschen Mundarten gewisse Laute verschoben; von dieser Verschiebung sind auch die keltisch-römischen Ortsnamen betroffen worden. So ist Cambete zu Kembiz (K e m b s), Brisaca zu Brisacha (B r e i s a c h), Tabernae zu Z a b e r n geworden. Das zeigt uns, daß die Alemannen eben schon vor der Zeit, in der diese Lautbewegung einsetzte, in der Gegend ansässig geworden sind, daß ihnen die paar alten Namen ganz geläufig sind und daß sie sie darum so wie deutsche Wörter behandelt haben.

Es kann hier, wo es gilt, das Ganze ins Auge zu fassen, nicht unsere Aufgabe sein, des genauern zu verfolgen, wie sich in einzelnen Vogesen-Tälern das Französische noch gehalten und wie sich die Sprachgrenze im Laufe der Zeit hin und her etwas verschoben hat. Im allgemeinen kann man sagen, daß das Elsaß — ein paar kleine Grenzgebiete abgerechnet — seit mehr als einem Jahrtausend deutsch ist. Was es unter diesen Umständen heißen will, Land und Volk im Elsaß zu französifieren, die Elsässer, auch das Landvolk zum Gebrauch der französischen Sprache zu nötigen, das vermögen wohl wir Deutschschweizer am besten nachzufühlen. Denn wir sind seit ebenso langer Zeit auf dem Boden des alten Römerreiches heimisch geworden und auch die Sprachverhältnisse sind bei uns wenigstens im 18. Jahrhundert und im Beginn des 19. Jahrhunderts ähnlich gewesen wie im damaligen Elsaß, insofern auch bei uns dank der Entwicklung der politischen Verhältnisse die führenden Familien in den Städten mit Vorliebe französisch sprachen und schrieben. Was müßten aber wir heute bei einem solchen sprachlichen Zwang verlieren!

Schwerer ist es in kurzen Worten auszuführen, wie und wann T i r o l bis über Bozen hinab deutsch geworden ist. Ungefähr ums Jahr 500 haben die Bayern die alte römische Provinz Noricum besetzt. Im Unterschied zum Elsaß ist in Bayern die

Zahl der erhaltenen Ortsnamen aus der römischen Zeit ziemlich beträchtlich. Das läßt uns vermuten, daß die alte Bevölkerung vor den neuen Eindringlingen nicht einfach das Feld geräumt hat, sondern daß manche Romanen neben ihnen im Land sitzen geblieben sind, hauptsächlich wohl im Gebirge. Dafür lassen sich auch aus späterer Zeit noch urkundliche Beweise erbringen. Hier sei statt dessen nur an einige Ortsnamen erinnert. Wie im Elsaß nehmen die früh ins Deutsche übernommenen Namen an der Lautverschiebung teil; aber neben verschobenen Formen wie Pfunzen (bei Rosenheim), aus Pons (oder Pontem) Aeni stehen auch unverschobene wie Partenkirchen aus Partanum. Eine solche Form beweist, daß sich in der betreffenden Gegend die Bayern nicht gleich von Anfang an niedergelassen haben.

Noch im 6. Jahrhundert aber rückten die Bayern auch schon ins Tirol ein und drängten über den Brenner nach Süden. Schon zur Zeit des Langobardenkönigs Authari (584—90) grenzen Italien und Bayern in Tirol aneinander, und aus dem 7. Jahrhundert weiß der Geschichtsschreiber der Langobarden von Kämpfen zu berichten, die der langobardische Herzog von Trient mit dem bayrischen Grafen, der in Bozen sitzt, auszufechten hat. Mit diesen Daten ist die Zeit gekennzeichnet, in der die Germanisierung Tirols beginnt. Aber zunächst sitzen die bayrischen Herren eben unter der alten romanischen Bevölkerung; noch Jahrhunderte lang ist in den heute noch deutsch sprechenden Tälern Tirols Deutsch und Romanisch nebeneinander gesprochen worden.

Die sprachlichen Verhältnisse des Landes werden dadurch noch besonders kompliziert, daß ungefähr gleichzeitig mit den Bayern von Osten her auch die Slawen in die Täler Tirols eingedrungen sind. Schon im Jahre 595 macht der Bayernherzog Tassilo den Slawen den Besitz des Pustertales streitig. Dieses Tal, dessen Name aus dem Slawischen her-

zuleiten ist — er bezeichnet das Tal als eine „öde" Gegend — wird noch im 10. Jahrhundert als slawisches Land bezeichnet. Im 8. Jahrhundert setzt mit der Christianisierung Bayerns auch die rege kolonisatorische Tätigkeit der Bayern ein. Um die ungläubigen Slawen zu bekehren, wurde eine Reihe von Klöstern gegründet, so 769 das Kloster Innichen im Pustertal. Diese Klöster gewähren nicht nur den Germanisierungsbestrebungen unter den Slawen einen Rückhalt, in den Urkunden derselben können wir auch das Zurückweichen des Romanischen vor dem Deutschen beobachten.

So schenkt zum Beispiel im Jahre 828 ein Burgherr von Wipitina, beim heutigen Sterzing, seine Liegenschaften, die weit zerstreut von Sterzing bis hinab nach Bozen liegen, dem Kloster Innichen. Bayrische und romanische Zeugen unterzeichnen die Urkunde in beträchtlicher Zahl; aber die Namen der Deutschen gehen voraus, und die Hörigen, die mit übergeben werden, führen alle romanische Namen. In den Schenkungsurkunden des Bistums Säben, später Brixen, die mit dem 10. Jahrhundert beginnen, sind die Namen der Zeugen fast durchgehend deutsch, nur die Hörigen führen in älterer Zeit meist romanische Namen; doch begegnen bald auch unter den Unfreien deutsche Namen in größerer Zahl, ein Zeichen der fortschreitenden Germanisierung. In Brixen sind auch in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts die ersten Urkunden in deutscher Sprache ausgefertigt worden; dieses für die Kenntnis der Sprachverhältnisse bedeutsame Ereignis ist also hier nur wenig später eingetreten als in den meisten Städten Deutschlands. Wir dürfen daraus schließen, daß Brixen nun wirklich eine deutsche Stadt ist. Aehnliches mag auch für Bozen gelten. Wohl finden wir im 13. Jahrhundert gelegentlich noch einen, der nach römischem Rechte lebt: so einen Lantemannus faber, der freilich seiner deutschen Frau nach deutschem Brauch eine „Morgengabe" bestellt. Aber das Brixener Ver-

zeichnis der Gotteshausleute aus der Gegend von Bozen (von 1270—1280) nennt fast nur deutsche Namen, darunter so viele mit lebendigen deutschen Zunamen wie Chunradus de Gerüte, Heinricus de Gazze, Ulricus filius Hohenpuheler und andere. So dürfen wir annehmen, daß diejenigen Teile des südlichen Tirols, die heute noch deutsch sprechen, mindestens seit etwa 1300 zum deutschen Sprachgebiet gehören. Um uns diese Verhältnisse etwa durch einen Vergleich mit unsern schweizerischen Verhältnissen klar zu machen, können wir feststellen, daß Brixen und Bozen reichlich zwei Jahrhunderte länger zum deutschen Sprachgebiet gehören als etwa die Bündner Herrschaft, wo das Romanische etwa seit dem 9. Jahrhundert ebenfalls vor dem Deutschen zurückgewichen und im 16. Jahrhundert gänzlich geschwunden ist.

Uebrigens sind die Bayern im 12. und 13. Jahrhundert an verschiedenen Orten über die heutige Sprachgrenze hinaus weiter nach Süden vorgedrungen. Am bekanntesten sind die beiden deutschen Enklaven der 7 und 13 Gemeinden nördlich von Vicenza und Verona. Ihre Sprache ist noch im 19. Jahrhundert wissenschaftlich beschrieben und festgehalten worden — ein lehrreiches Zeugnis dafür, daß es manche Jahrhunderte dauert, bis auch ein kleiner Volksteil, der eine andere Sprache spricht, wenn er geschlossen beisammen sitzt, sich der fremden Umgebung assimiliert — vorausgesetzt natürlich, was für frühere Zeiten zu gelten scheint, daß kein Zwang ausgeübt wird.

Wesentlich anders als im Elsaß oder in Südtirol liegen die Verhältnisse in Siebenbürgen. Die Geschichte der Besiedelung jener fernen Gegenden ist uns naturgemäß wenig bekannt, einzelnes davon ist zudem überhaupt nicht völlig abgeklärt. So ist es eine wissenschaftliche Streitfrage, ob die Rumänen nördlich der Donau im alten Dacien lateinische Sprache und romanisches Volkstum ununterbrochen durch all die Jahrhunderte hindurch erhalten haben,

da Germanen, Hunnen, Slawen und Magyaren nach Westen drängten, oder ob Kaiser Aurelian (270—275) alle Römer über die Donau zurückgeführt habe und die Walachen dann vom Balkan, besonders von Mösien aus vom 12. Jahrhundert an wieder über die Donau in die Lande nördlich des Stromes zurückgewandert seien. Sicher ist, daß die ältesten Nachrichten über Siebenbürgen von einer walachischen (rumänischen) Bevölkerung gar nichts melden, und daß die Reste der alten romanisierten Bevölkerung, wenn solche beim Abzug Aurelians, zurückgeblieben sind, kleine Bauern, Hirten und Ackerknechte gewesen sein mögen, die in Zeiten der Not in die Berge flüchteten und die man sich ja nicht als Träger höherer römischer Kultur vorstellen darf.

In Ungarn sind oder waren eine ganze Reihe von größeren und kleineren deutschen Sprachinseln eingesprengt. Auf älteren Karten lassen das Ortsnamen wie Stuhlweißenburg, Fünfkirchen, Neusatz, Weißkirchen und andere ohne weiteres erkennen. Die wichtigste deutsche Kolonie ist aber eben diejenige der sogenannten Siebenbürger Sachsen. Unter dem Ungarnkönig Geisa II. (1141—61) hat die Einwanderung der Deutschen in das Land jenseits des Waldes begonnen. Der König hatte sie, wie es im großen Freiheitsbrief heißt, den Andreas II. den gesamten deutschen Ansiedlern 1224 ausstellt, ins Land gerufen und ihnen große Freiheiten zugesichert. Diese Freiheiten hat ihnen eine lange Reihe von Nachfolgern immer wieder bestätigt.

Das Land, das die deutschen Ansiedler zu einem fruchtbaren Garten umgeschaffen haben, war damals eine Wüste. In dem Streit zwischen dem transsilvanischen Bischof und der freien Probstei Hermannstadt (damals Cibinium, die Stadt am Cibinbach) entschied der päpstliche Legat, daß nicht alle Deutschen der Hermannstädter Probstei unterstellt sein sollten, sondern nur diejenigen, welche jene wüste, verlassene Gegend bewohnten, die einst König

Geisa den ersten deutschen Ansiedlern eingeräumt habe. Ergibt sich schon daraus, daß offenbar jene deutschen Kolonisten vorher unbewohntes Land durch ihrer Hände Fleiß sich erschaffen haben, so wird dies noch bestätigt durch die Versicherung, die Stefan III. den Leuten von Hermannstadt gibt, daß er keinem Ungarn noch sonst einem Fremden erlaube, in ihrem Gebiet zu wohnen, außer wenn sie selbst einen willig aufnähmen. Daraus ergibt sich doch deutlich, daß in diesen ältesten deutschen Siedelungen keine andersartige Bevölkerung ansässig war.

Schon aus jener Entscheidung des päpstlichen Legaten geht hervor, daß die deutschen Ansiedler bald ein beträchtlich größeres Gebiet besetzt haben als jenes, das noch bis in die heutige Zeit das „Alte Land" genannt wird, und in dem Freiheitsbrief Andreas' II. werden die Grenzen des Gebiets viel weiter umschrieben. Andreas II. setzte zudem die Politik seines Großvaters Geisa fort, indem er im Jahre 1211 dem deutschen Ritterorden das Burzenland zum Besitz übergibt, dessen Hauptstadt später dann Kronstadt geworden ist. Hier sollten sie die Grenze gegen die räuberischen Einfälle der Rumänen schützen; in diesen Kämpfen konnten die Ritter ihr Gelübde, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, getreulich erfüllen. Auch der Orden rief natürlich wieder Deutsche ins Land, die ihm helfen sollten, das Land zu besiedeln, das in der Schenkungsurkunde ebenfalls als wüst und unbewohnt bezeichnet wird. Der König hat freilich später aus guten Gründen diese Schenkung widerrufen und hat die Ritter 1225 mit bewaffneter Hand ausgetrieben. Sie haben dann bekanntlich an den Gestaden der Ostsee ein neues Wirkungsfeld gefunden. Die deutschen Ansiedler im Burzenlande sind aber zurückgeblieben und haben das Land bald zur Blüte gebracht.

Woher diese deutschen Ansiedler in Siebenbürgen gekommen sind, ist schwer genau zu sagen; verschiedene Landesteile mögen ihre überschüssige Volks-

kraft hierhin geschickt haben. In den ältesten Urkunden werden sie als Flandrische (Flandrenses) bezeichnet — Naturereignisse haben im zwölften Jahrhundert manche Bewohner Flanderns zum Verlassen der Heimat gezwungen; später werden sie vielfach unter der noch heute üblichen Bezeichnung Sachsen zusammengefaßt (dieser Name scheint den Ungarn nicht viel anderes als einfach Deutsche bedeutet zu haben). Die heutige Sprache aber der siebenbürgischen Deutschen stimmt merkwürdig überein mit dem Fränkischen, wie es besonders im Gebiet der Mosel gesprochen wird. Aus dieser Gegend muß also jedenfalls ein großer Teil der Ansiedler gekommen sein. Dazu stimmt hübsch, daß sie von Anfang an auch den Weinbau hieher gebracht haben. Andreas II. gewährt 1206 den Bewohnern einiger Ortschaften Steuerfreiheit für die Weinberge, die sie gepflanzt haben.

In dem großen Freiheitsbrief von 1224 werden auch die Walachen erwähnt. Andreas II. verleiht da den Deutschen auch den Wald der Walachen und Bissener mitsamt den darin hausenden Walachen und Bissenern; — es handelt sich um den schönen Gebirgswald im Distrikt von Fogaras. Schon diese eine Notiz ist geeignet, die ursprüngliche Stellung der Walachen im Siebenbürgerland zu kennzeichnen.

Wir brauchen die weitere Entwicklung der Verhältnisse hier nicht zu verfolgen: wie die Walachen später von den Bergen auch in die Täler hinabgestiegen sind, und wie seit dem Landtag von 1790 bis 1791 die Ausschließlichkeit, die nur Deutsche zu Bürgern aufnahm, ein Ende gefunden hat. Es braucht kaum angemerkt zu werden, daß im Laufe der Jahrhunderte auch einzelne Orte, die exponiert lagen, ihr Deutschtum eingebüßt haben.

Wir Schweizer sind in der glücklichen Lage, daß wir auch die Verhältnisse dieser großen deutschen Enklave im fremden Sprachgebiet uns klar machen können an ähnlichen, freilich bescheideneren Beispielen aus unserem eigenen Lande. Ich erinnere

an die deutschen Walserkolonien im romanischen Graubünden, die ungefähr 100 Jahre nach den deutschen Ansiedlungen in Siebenbürgen entstanden sind.

II.

Freunde der französischen Sprachenpolitik im Elsaß suchen gelegentlich das Vorgehen der Regierung dadurch zu rechtfertigen, daß sie darauf hinweisen, daß das Deutsche gar nicht die Muttersprache der Elsässer sei, vielmehr der Dialekt, der etwas ganz anderes sei als die deutsche Schriftsprache; diese müsse der Elsässer wie eine Fremdsprache lernen. Diese Behauptung mag einzelne wohl verblüffen, tatsächlich ist sie aber durchaus falsch. Schriftsprache und Dialekt sind nicht zwei verschiedene Sprachen, sondern zwei verschiedene Formen derselben Sprache. Es ist wohl in der Schweiz nicht nötig, über das Verhältnis der alten, bodenständigen Mundarten zu der deutschen Schriftsprache, die sich erst seit dem 16. Jahrhundert ausgebildet hat, genaueres auszuführen. Wir wissen alle, wie nahe sie sich im Grunde stehen trotz allen Unterschieden in Lautgebung und Wortschatz, und wie der Gebrauch der Schriftsprache auch dem einfachen Mann aus dem Volke alle schriftlichen Aufzeichnungen erleichtert.

Der schönste Beweis aber dafür, daß das Elsaß ein durch und durch deutsches Land und daß das Deutsche die Muttersprache des Elsässers ist, liegt darin, daß das Land seit alter Zeit am deutschen Geistesleben hervorragenden Anteil genommen hat und daß seine Söhne die deutsche Literatur mit ihren herrlichen Werken bereichert haben. Ein paar Andeutungen mögen hier genügen. Da ist Otfried von Weißenburg, der erste deutsche Dichter, dessen Namen wir kennen, der zu einer Zeit, wo allein die Geistlichen Träger höherer Bildung waren, seine deutsche Evangeliendichtung aus dem Kloster im Unterelsaß hat ausgehen lassen. In der Blütezeit höfischer Dichtung dichtete Meister Got-

fried von Straßburg sein berühmtes Epos Tristan und Isolde in elegantestem Deutsch, freilich — wie es damals Mode war — in Anlehnung an ein französisches Vorbild reichlich mit französischen Brocken gespickt. Es ist aber bezeichnend, daß der Dichter in der Regel den fremden Worten und Redensarten ganz unauffällig die Uebersetzung beifügt, offenbar weil er nicht darauf rechnen kann, daß sein Französisch ohne weiteres verstanden wird. Aus der großen Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts sind Männer zu nennen wie der volkstümliche Prediger Geiler von Kaisersberg und der ihm befreundete Sebastian Brant aus Straßburg, der Verfasser des Narrenschiffs, ferner Thomas Murner, der große Satiriker und Gegner Luthers; auch der sprachgewaltige Fischart nennt Straßburg seine Heimat. Noch aus dem 18. Jahrhundert, der Zeit der Franzosenherrschaft, ist etwa der Fabeldichter Pfeffel aus Kolmar zu nennen, dessen Gedicht „Die Tabakspfeife" bis heute lebendig geblieben ist. Endlich darf wohl noch daran erinnert werden, daß der Student Goethe gerade in Straßburg sich für deutsche Art und Kunst begeistert hat.

Auch der heute italienisch gewordene Süden des deutschen Tirols hat am geistigen Leben Deutschlands lebendigen Anteil genommen und allerlei literarische Werke hervorgebracht. Freilich so berühmte Namen wie das Elsaß vermag Tirol nicht aufzuweisen. Denn das schöne Denkmal Walthers von der Vogelweide, das in Bozen steht, ist natürlich kein vollgültiger Beweis daür, daß dieser größte Lyriker des deutschen Mittelalters wirklich hier aus der Gegend stamme. Aber zu der großen Schar deutscher Minnesinger hat auch das Tirol seine Leute gestellt. Ich erwähne nur Rubin, der wohl nach dem Schloß Rubein bei Meran heißt, der für Walthers Schüler gilt, Leutold von Säben, dessen Burg im Eisacktale, und Walther von Metz, dessen Stammburg unterhalb Bozen stand. Noch in anderer Weise aber nimmt Tirol an der mittel-

hochdeutschen Dichtung teil, indem mehrere von den märchen- und sagenhaften Geschichten, die in den Epen von Dietrich von Bern erzählt werden, offenbar hier in Tirol ihre Verbindung mit der Gestalt des großen Gotenkönigs eingegangen sind: so die Geschichte von den Kämpfen Dietrichs mit dem Zwergenkönig Laurin und diejenige von seinen Kämpfen mit Ecke und dem riesichten Geschlechte desselben, wie sie im Eckenlied besungen werden. Die darin berichteten Vorgänge sind auch im Tirol lokalisiert.

Daß diese Sagen hier wirklich besonders populär gewesen sind, wird man auch daraus schließen dürfen, daß auf dem Schlosse Runkelstein bei Bozen und auf der Burg Lichtenberg im Vintschgau Gestalten dieser Sagen die Wände schmückten. Auch kennen wir aus Sterzing «das reckenspil», ein Fastnachtspiel, worin Dietrich und seine Helden auftreten und die Riesen, die den Rosengarten der Kriemhild bewachen, mitsamt dem hürnenen Seyfried zu Boden schlagen. Dieses Spiel erinnert uns an diejenige Dichtungsgattung, die in Tirol besonders gepflegt worden ist: das deutsche Volksschauspiel. Sterzing ist der Mittel- und Ausgangspunkt dieser Spiele gewesen; von hier besitzen wir auch eine so außergewöhnlich reiche Ueberlieferung, wie sie keine andere Stadt in deutschen Landen aufweisen kann. Wir verdanken dies der Theaterfreude und dem Sammelfleiß eines Bozener Schulmeisters und eines Sterzinger Malers. Der ältere von ihnen, Meister Benedikt Debs von Ingolstadt, der nach ungefähr dreißigjährigem Schuldienst in Bozen 1515 gestorben ist, hat selber zweimal den Salvator gespielt, so auch bei der Aufführung vom Jahre 1514, die die größte war, die wir kennen: sie dauerte sieben Tage. Von ihm hat auch der Maler Vigil Raber († 1552) eine ganze Sammlung von solchen Spieltexten geschenkt bekommen und hat sie dann selber reichlich gemehrt. Auch Raber hat an diesen Aufführungen auf verschiedene

Weise tätigen Anteil genommen; er regt zu Bozen und in Sterzing nicht selten beim Rat die Aufführungen an, schreibt die Texte ab, bereitet die Aufführung vor und leitet sie etwa auch, daneben verdient er als Dekorationsmaler ein hübsches Stück Geld. Der rührige Raber hat aber auch in Trient einmal ein deutsches Passionsspiel zur Aufführung gebracht und in dem heute ganz italienischen Cavalese im Fleimstal ist zweimal 1514 und 1518 ein Auffahrtsspiel gehalten worden. Auch aus Brixen und andern Orten sind solche Aufführungen bezeugt. Aus Bozen haben wir noch vom Jahre 1545 eine Notiz, wonach ein Spiel vom verlorenen Sohn gehalten worden ist. Das Passionsspiel rettete sich dann hinaus zur ländlichen Bevölkerung; im Sarntal, nördlich von Bozen, erhielt es sich bis in die neuere Zeit.

Neben einer großen Zahl geistlicher Spiele sind uns aber auch eine Menge weltlicher Spiele, Fastnachtsspiele, überliefert. Von diesen sind einzelne, wie das schon erwähnte Reckenspiel, durchaus eigenartig, andere bringen Verhältnisse auf die Bühne und Fragen zur Sprache, wie wir's auch sonst von den Fastnachtsspielen jener Zeit gewohnt sind. Beachtenswert ist aber, daß nur ein einziges Spiel, das von den zwei Ständen, das im Jahre 1535 aufgeführt wurde, einen kräftigen Hauch vom Geist der Reformation verspüren läßt, von dem ja die dramatische Dichtung jener Zeit so vielfach durchdrungen ist. Der Tiroler nimmt eben nicht jede neue Regung geistigen Lebens gleich bei sich auf. Das verhältnismäßig lange Fortleben des Minnesangs und das lange Festhalten an der überlieferten Art des Volksschauspiels — in Sterzing sind solche Spiele von 1455 bis 1580 bezeugt — lassen uns erkennen, daß der Tiroler auch in literarischen Dingen recht konservativ ist. Es läßt sich leicht denken, daß eine Bevölkerung, die so treu am Alten hängt, ganz besonders viel verliert, wenn man sie nötigen will, ihre Sprache und damit eine Menge alte Ueberlieferungen aufzugeben.

Aus Siebenbürgen ist von literarischen Werken sehr wenig zu berichten; nicht etwa darum, weil das Land den Zusammenhang mit dem Mutterlande verloren hätte. Auch die Siebenbürger Sachsen haben mit dem geistigen Leben Deutschlands Fühlung behalten. So hat der Humanismus und, was bedeutsamer war, die Reformation ihren Einzug im Lande gehalten. Unter den Männern jener Zeit ist vor allem Johannes Honter zu nennen, der um die Durchführung der Reformation in Siebenbürgen und um die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse die größten Verdienste hat. Honter hatte in Wittenberg und in Basel studiert — hier in Basel hat er 1532 eine Karte Siebenbürgens herausgegeben; von seinen Schriften sei wenigstens das Reformationsbüchlein erwähnt, an dem Luther seine helle Freude gehabt hat. Leider haben die schweren Zeiten, die bald über das Land hereinbrachen, dem Humanismus ein rasches Ende bereitet und haben auch späterhin keine deutsche Literatur zur Blüte kommen lassen. Die Kämpfe um die Krone Ungarns, worein die treuen Sachsen mit hineingezogen wurden, brachten dem Lande schweren Schaden und vor allem lastete die furchtbare Türkennot auf dem Volke; da konnte sich kein literarisches Leben entfalten. Mit dem Jammer der Türkenkriege mag es zusammenhängen, daß Lieder und Märchen von Waisenkindern ein reiches Kapitel der siebenbürgischen Volkspoesie bilden. Aber auch diese Volkslieder sind ein schönes Zeugnis für das ungebrochen deutsche Volkstum der Siebenbürger Sachsen.

## III.

Zu allen Zeiten ist es für einen Großstaat ein wichtiges Problem gewesen, die Bevölkerung unterworfener Länder sich einigermaßen zu assimilieren. Diese Aufgabe ist aber auch ganz besonders schwierig, weil es gilt, zwei Interessen zu berücksichtigen, die schwer miteinander zu vereinigen sind. Daß ein Volk — oder auch nur ein Volksteil —, das im Lauf der

Geschichte mit einem andern, sei es politisch mächtigeren, sei es kulturell höherstehenden Volke eine enge, dauernde Verbindung eingeht, die eigene Sprache aufgibt und diejenige des überlegenen Partners annimmt, das ist eine Erscheinung, die sich im Laufe der Jahrtausende schon oft wiederholt hat. Aus der Betrachtung solcher Fälle können wir wohl für die Beurteilung der Sprachenkämpfe von heute einen Maßstab gewinnen.

Besonders lehrreich ist es, die Verhältnisse des Römerreiches zu betrachten — die heutigen romanischen Sprachen sind ja ein Zeugnis dafür, wie viele Sprachen dem Lateinischen haben weichen müssen — und hier wieder besonders diejenigen Galliens; aus diesem Lande erfahren wir etwas mehr Einzelheiten. So ist bekannt, daß im römischen Gallien bald treffliche Schulen entstanden sind und zwar in größerer Zahl als in anderen Provinzen. Wer eben unter der römischen Verwaltung einen gewissen Einfluß gewinnen wollte, der mußte die lateinische Beredsamkeit pflegen; das taten unter den geistig regsamen Kelten nicht wenige. Auch zahlreiche lateinische Schriftsteller sind aus Gallien hervorgegangen. Bedeutsam ist aber eine Entscheidung des Praefectus praetorio Ulpian (222—228), wonach Testamente nicht nur in lateinischer und griechischer, sondern auch in punischer oder gallischer oder einer andern Landessprache abgefaßt sein dürfen. Diese Bestimmung zeigt uns, daß der Staat keinen Zwang ausübte, sondern seine Untertanen ruhig ihre Muttersprache weiter reden ließ. Tatsächlich fehlt es aus dem vierten und fünften Jahrhundert nicht an Zeugnissen für das Weiterleben des Keltischen. Erst in nachrömischer Zeit ist das Keltische in dem größten Teil Galliens wirklich ausgestorben. Was heute etwa von uralten keltisch-romanischen Patois in abgelegenen Vogesentälern berichtet wird, gehört ins Gebiet der Fabel.

So bestätigt uns das Beispiel des Keltischen die Beobachtung, die wir schon an der Sprache der 7 und 13 Gemeinden gemacht haben, daß es länger

als ein halbes Jahrtausend dauert, bis ein Volk bei friedlichem Zusammenleben mit einer andersprachigen Umgebung seine Muttersprache gegen eine fremde eintauscht.

Noch reichere Aufschlüsse gewinnen wir natürlich, wenn wir ähnliche Vorgänge aus der neuern Zeit genauer verfolgen. Besonders interessant ist es, die Verhältnisse im Elsaß, das ja vor 1870 etwas länger als 200 Jahre französisch war, zu betrachten.

Selbstverständlich sind die obersten Beamten von Anfang an Franzosen; wer vorwärts kommen und einen gewissen Einfluß gewinnen will, lernt darum, wie im römischen Gallien, die Sprache des Landesherrn. So entsteht jene Oberschicht unter der elsässischen Bevölkerung, besonders in den größeren Städten, die beide Sprachen spricht, bei der aber in Augenblicken gemütlicher Erregung die deutsche Muttersprache oft mit Macht wieder durchbricht. Der Mann aus dem Volk aber hat vom Wechsel der Herrschaft an sprachlichen Vorgängen im allgemeinen wohl wenig gespürt — eine allgemeine Volksschule gab es ja damals noch nicht; die königliche Regierung hat sich — religiöse Fragen ausgenommen — vor harten Eingriffen in die Eigenart des Landes weise gehütet. So ist die Sprache des Volkes deutsch geblieben. Auch aus Reiseberichten des 18. Jahrhunderts vernehmen wir immer wieder, daß das Elsaß den Eindruck eines durchaus deutschen Landes macht. Bezeichnend dafür ist zum Beispiel auch, daß die Verordnungen der Stadtverwaltung von Straßburg bis in die letzten Jahre vor der Revolution regelmäßig in deutscher Sprache herausgegeben werden; dann erscheinen sie ein paar Jahre lang zweisprachig, im 19. Jahrhundert sind sie in der Regel französisch. Wie hier so hat die Revolution auch sonst in manchem Punkte einen gründlichen Umschwung gebracht: die höchste Unterrichtsanstalt des Landes, die Universität Straßburg, die damals noch wesentlich eine deutsche Universität war und gerade im 18. Jahrhundert eine Zeit der Blüte er-

lebte, hat dies besonders zu fühlen bekommen. Daß freilich die scharfe Tonart der Revolutionsmänner, die am liebsten alles gleich gemacht und die deutsche Sprache im Elsaß völlig verdrängt hätten, auf die Dauer nicht vorgehalten hat, daß die Bevölkerung, auch wenn die Zahl derjenigen größer geworden, die nebenbei Französisch sprachen und schrieben, doch auch vor 1870 im ganzen an der deutschen Muttersprache festgehalten hat, das braucht in einer Basler Zeitung nicht genauer ausgeführt zu werden.

Es mag hier aber auch darauf hingewiesen werden, daß Elsaß-Lothringen im 19. Jahrhundert auch einen bekannten französischen Erzähler deutscher Herkunft hervorgebracht hat: Erckmann aus Pfalzburg. Es ist beachtenswert, daß es rund 200 Jahre gedauert hat, bis in dem ursprünglich deutschen Lande ein Landeskind sich der französischen Sprache zu poetischen Schöpfungen bediente. Wenn wir bedenken, daß das Elsaß in früheren Zeiten an allen Regungen deutschen Geisteslebens lebendigen Anteil genommen, daß es aber in der klassischen Zeit der deutschen Literatur keine Dichter hervorgebracht hat, sondern still beiseite steht, so läßt sich ermessen, wie großen Schaden das geistige Leben des Volkes dadurch erlitten hat, daß es von seinem Mutterlande abgetrennt ist.

Wenn uns die Betrachtung der zwei Jahrhunderte elsässischer Geschichte vor 1870 die Anfänge einer Bewegung erkennen läßt, die in langer Zeit schließlich zu einer sprachlichen Assimilierung der Elsässer hätte führen können, so zeigt uns der Bericht des Münchner Gelehrten Schmeller über die Sprache der 7 und 13 Gemeinden in Norditalien aus der Mitte des letzten Jahrhunderts das Ende eines solchen Prozesses. Das Deutsche ist schon allgemein im Rückgang; die Leute sind sozusagen alle zweisprachig. In einzelnen Dörfern ist übrigens das Deutsche schon ausgestorben, in andern sprechen es wesentlich noch die älteren Leute. Und selbst das Deutsche dieser Gemeinden weist, auch wo es noch lebendig

erhalten ist, mancherlei Einwirkungen des Italienischen auf. Schmeller vermutet, daß das Deutsche in diesen Gemeinden in wenigen Generationen verschwinden werde. Die Verhältnisse werden ihm wohl recht geben.

So hat sich hier in reichlich sechs Jahrhunderten die Assimilierung eines fremden Volksteils ohne Zwang vollzogen. Was diese Art des Vorgangs, sowohl im Elsaß vor 1870 wie in den 7 und 13 Gemeinden auszeichnet, das ist, daß die Bevölkerung langsam in die fremde Sprache hineinwächst und daß, wenn kein drückender Zwang ausgeübt wird, die Minderheit nicht das erbitternde Gefühl haben muß, daß ihr von der Mehrheit Gewalt und Unrecht geschieht.

Die Geschichte der neuern Zeit kennt ja leider auch Beispiele dafür zur Genüge, wie ein Herrenvolk andersprachige Untertanen zur raschen Annahme der Landessprache hat nötigen und so die Assimilierung des fremden Volksteils mit Nachdruck beschleunigen wollen. Ich erinnere nur an die Bestrebungen der Russen in den baltischen Provinzen, der Preußen in Polen, der Magyaren in Siebenbürgen oder unter den Kroaten und Slowenen. Die unerfreulichen Wirkungen jener Bestrebungen sind noch in jedermanns Gedächtnis.

## IV.

Es läßt sich denken, daß die Romanisierung im Elsaß im Jahre 1918 etwa an der Stelle hätte wieder einsetzen können, wo sie zur Zeit der Revolution gestanden hatte, und daß in Südtirol und in Siebenbürgen die Bewegung zur Assimilierung der neuen Volksteile in ähnlicher Weise hätte eingeleitet und weitergeführt werden können, wie seinerzeit im Elsaß oder in den deutschen Enklaven Norditaliens. Doch kann man leicht verstehen, aus welchen Gründen es den siegreichen Regierungen heute daran gelegen ist, das Tempo dieses Vorgangs zu beschleunigen und die Romanisierung mit allem Nachdruck zu fördern. Aber es fragt sich, ob die politischen Ziele die heute

geltenden Zwangsmaßnahmen genügend rechtfertigen, um die dadurch verursachte schwere Schädigung der neuerworbenen Landesteile hinzunehmen. Wir wollen hier nur kurz darauf hinweisen, daß die Treue wohl allgemein als eine der schönsten Tugenden im menschlichen Leben gilt, auch die Treue sich selbst und seiner Vergangenheit gegenüber, und daß wir es nicht ohne Grund als charakterlos empfinden, wenn einer unter dem Druck äußerer Verhältnisse Güter, die er bis jetzt wert gehalten hat, — dazu gehört auch die Sprache — leichthin preisgibt. Schon das sollte den Regierungen zu denken geben. Aber davon abgesehen, muß betont werden, daß ein rascher, durch obrigkeitliche Maßnahmen erzwungener Uebergang eines Volkes zu einer fremden Sprache auf Generationen hinaus notwendig eine Verarmung und Verkümmerung des geistigen Lebens zur Folge hat. Darüber geben sich wohl nur wenige Rechenschaft. Drum mag es hier erlaubt sein, dies zum Schluß noch mit einigen kurzen Bemerkungen auszuführen. Wir Schweizer sind dank den sprachlichen Verhältnissen unseres Landes wohl in der Lage, dies einigermaßen zu beurteilen.

Wir wissen, wie klein selbst unter den Gebildeten die Zahl derjenigen ist, die in einer fremden Sprache alles, gerade so wie sie möchten, ausdrücken können. Der Schweizer, der aus der deutschen Schweiz ins Welschland übersiedelt oder umgekehrt der Welsche, der sich im deutschen Sprachgebiet niederläßt, wird sich an seinem neuen Wohnort, was die Sprache betrifft, fast immer als ein Fremdling vorkommen. Es fehlt ihm an der selbstverständlichen Sicherheit, an einem gewissen Reichtum und der nötigen Geschmeidigkeit des Ausdrucks. Auch die Kinder von solchen Zugewanderten beherrschen vielfach die neue Sprache noch nicht. Sie reden gewöhnlich zu Hause mit den Eltern anders als außerhalb desselben, und dieses Hin- und Herschwanken zwischen den beiden Sprachen tut der Sicherheit ihres Sprachgefühls Eintrag: sie können gewöhnlich die Sprache der

Eltern nicht mehr und die der neuen Umgebung noch nicht ganz gut. Und doch sind diese Leute, mit den Elsässern und Tirolern verglichen, in einer bevorzugten Lage, die ihnen das Erlernen der neuen Sprache ungemein erleichtert. Sie leben in einer Umgebung, welche die ihnen noch ungewohnte Sprache allgemein richtig spricht. Ganz anders ein Volk, das die neue Sprache erlernen muß! Wir Deutschschweizer empfinden es ja wohl, wie arm wir selbst beim Gebrauch des Schriftdeutschen wären, wenn wir auf das angewiesen wären, was wir seinerzeit in der Schule gelernt haben. Aber in der Muttersprache kommt uns eben das lebendige Sprachgefühl zu Hilfe; ist es doch bekannt, wie oft gerade der einfache Mann aus dem Volk sicher den rechten Ausdruck findet und manchmal eine erstaunliche Beredsamkeit entwickelt. Wenn nun aber ein ganzes Volk eine fremde Sprache schulmäßig erlernen soll, so schwindet zunächst in weitem Maße die individuelle Freiheit, die selbständige Eigenart im sprachlichen Ausdruck. Die Masse dessen, was die Schule der Gesamtheit übermitteln kann, ist doch recht beschränkt. Der Ausdruck wird arm und entbehrt der Abwechslung. Vor allem im Satzbau wird sich das bemerklich machen: man behilft sich mit wenigen Mitteln, Satzbau und Ausdruck werden von einer langweiligen Einförmigkeit. Es fehlt eben — und zwar vermutlich auf Generationen hinaus — das lebendige Sprachgefühl und die selbstverständliche Sicherheit. Man muß bedenken, daß ein ganzes Volk nicht wie der einzelne, der sich im fremden Sprachgebiet niederläßt, durch die Umgebung verhältnismäßig rasch korrigiert wird und lernt; der Elsässer oder der Tiroler, zum Beispiel der Bauer auf dem Dorf, bekommt vielleicht am Sonntag in der Kirche ein gutes Französisch oder Italienisch zu hören, die Woche hindurch hat er's meistens mit seinen Volksgenossen zu tun, die nicht besser daran sind als er.

Ein Beispiel mag noch etwa dartun, in welcher Weise sich diese Verarmung voraussichtlich zeigen

wird. Wir wissen alle, wie reich die Sprache der einzelnen Berufe an altererbten Fachausdrücken ist. Denken wir z. B. an die Hunderte von Ausdrücken und Bezeichnungen, womit der Bauer alle seine Hantierungen und all' die Werkzeuge benennt, die er braucht! Wohl nur wenige Lehrer wären bei uns imstande, ihren Schülern alle entsprechenden hochdeutschen Ausdrücke beizubringen. Noch viel schwieriger muß es sein, den Kindern in einer fremden Sprache so viel schwer verständliche Ausdrücke beizubringen. Der Lehrer wird sich vielfach mit dem Wichtigsten begnügen, und damit ist eben die Armut eingezogen. Und auch gesetzt den Fall, daß ein besonders eifriger Lehrer hier das Menschenmögliche leisten wollte, so schädigt er seine Schüler in anderer Weise. Die Schule ist doch dazu da, das Wissen der Kinder zu mehren und ihren Gesichtskreis zu erweitern. Wenn nun aber eine Menge Zeit darauf verwendet werden muß, den Kindern für Gegenstände und Vorgänge, die sie schon lange kennen, die fremden Bezeichnungen beizubringen, so muß der Umfang der sachlichen Kenntnisse, die die Kinder aus der Schule heimbringen, naturgemäß abnehmen.

Noch gar manche Frage wäre hier zu besprechen, die mit dem schwierigen Problem der sprachlichen Assimilierung im Zusammenhang steht. Ein Mittel, das schon zur Zeit der Revolution im Elsaß vorgeschlagen wurde, und das heute allenthalben in gewissem Umfange angewendet wird, um den Vorgang zu beschleunigen und das Ergebnis zu verbessern, besteht darin, daß aus dem Landesinnern eine große Anzahl von Leuten, zumeist natürlich als Beamte, in die neuerworbenen Gebiete verpflanzt werden. Daß natürlich eine solche Maßregel auch andere Wirkungen hat, als solche sprachlicher Art, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Ferner ist ja bekannt, daß die Regierungen der deutschen Hochsprache, dem Dialekt, — vorläufig wenigstens — nichts anhaben wollen. Wir Deutschschweizer wissen freilich, daß Mundart und Schriftsprache in

einer Art lebendiger Wechselwirkung stehen; die Schriftsprache zieht aus der Mundart wieder Leben und Kraft. Das fällt in Zukunft dahin; aber auch die Mundart, die sich auf immer engere Kreise beschränken muß und den Rückhalt an der Sprache des öffentlichen Lebens verliert, wird unfehlbar verarmen und schließlich absterben. Ganz besonders bedauerlich ist aber, daß mit der Sprache auch ein reicher Schatz von Erinnerungen, von volkstümlichen Ueberlieferungen verloren geht. Man vergegenwärtige sich z. B., was die Tiroler verlieren müssen, wenn alle deutschen Namen, alle öffentlichen Aufschriften, die die Erinnerung an eine große Epoche ihrer Geschichte lebendig halten, verschwinden müssen. Es ist ferner bekannt, wie reich gerade das Deutsche an schönen Volksliedern ist — ich erinnere nur an alle die prächtigen Weihnachtslieder. Welcher Verlust, wenn die Kinder einmal diese Lieder nicht mehr recht verstehen und schätzen, wenn sie nicht mehr mit den Müttern und Großmüttern singen können, für die sich so viele schöne Jugenderinnerungen an die Lieder knüpfen! Daß so durch die Sprachenpolitik der Regierungen unter Umständen auch schwere Störungen des Familienlebens verursacht werden, kann schon dies eine Beispiel zeigen.

Wie heute im Zeitalter der allgemeinen Volksschule die Verhältnisse einer sprachlichen Minderheit zu regeln sind, also auch die Frage der sprachlichen Assimilierung zu lösen ist — und zwar in idealer Weise nach dem Urteil hochstehender Staatsmänner — das zeigen die vortrefflichen, von dem Geiste wahrer Menschlichkeit und Gerechtigkeit durchdrungenen Bestimmungen zum Schutz der Minderheiten, wie sie im Vertrag von Saint-Germain (in Artikel 62—69) dem besiegten Oesterreich auferlegt worden sind. Die wichtigsten, die Sprachenfrage berührenden Bestimmungen verdienen es wohl, hier im Wortlaut abgedruckt zu werden:

Art. 66. „Keinem österreichischen Staatsangehörigen werden im freien Gebrauch irgend einer Sprache im Privat- oder Geschäftsverkehr, in

irgend einer Art von Veröffentlichungen oder in öffentlichen Versammlungen, Beschränkungen auferlegt.

Unbeschadet der Einführung einer Staatssprache durch die österreichische Regierung werden nicht deutschsprechenden österreichischen Staatsangehörigen angemessene Erleichterungen beim Gebrauche ihrer Sprache vor Gericht in Wort oder Schrift geboten werden."

Art. 67. „Staatsangehörige, die einer Minderheit .... angehören, .... haben das Recht, auf ihre eigenen Kosten Wohltätigkeits-, religiöse oder soziale Einrichtungen, Schulen und andere Erziehungsanstalten zu errichten, zu verwalten und zu beaufsichtigen, mit der Berechtigung, in denselben ihre eigene Sprache nach Belieben zu gebrauchen und ihre Religion frei zu üben."

Art. 68. „Die österreichische Regierung wird in den Städten und Bezirken, wo eine verhältnismäßig beträchtliche Zahl anderssprachiger Staatsangehöriger wohnt, angemessene Erleichterungen gewähren, um sicherzustellen, daß in den Volksschulen den Kindern dieser österreichischen Staatsangehörigen der Unterricht in ihrer eigenen Sprache erteilt werde. Diese Bestimmung wird die österreichische Regierung nicht hindern, den Unterricht der deutschen Sprache in den besagten Schulen zu einem Pflichtgegenstand zu machen.

In Städten und Bezirken, wo eine verhältnismäßig beträchtliche Zahl österreichischer Staatsangehöriger wohnt, die einer Minderheit . . . angehören, wird diesen Minderheiten von allen Beträgen, die etwa für Erziehungs-, Religions- oder Wohltätigkeitszwecke aus öffentlichen Mitteln ausgeworfen werden, ein angemessener Teil zu Nutzen und Verwendung gesichert." In Art. 69 werden dann diese Bestimmungen zum Schutz der Minderheiten, weil sie „Verpflichtungen von internationalem Interesse" darstellen, unter die Garantie des Völkerbundes gestellt.

Diese Bestimmungen für die Behandlung der Minderheiten im österreichischen Staat erinnern in

wesentlichen Zügen an das Verhalten der Römer in ihren Provinzen oder der königlichen Regierung Frankreichs im Elsaß, nur daß eben durch die moderne Volksschule und die Möglichkeit, sie den Zwecken des Staates dienstbar zu machen, das Problem etwas erweitert wird. Wie die Regierungen Roms und Frankreichs sich einst aller Eingriffe in das Privatleben enthalten haben und die Leute ruhig beim Gebrauch ihrer Sprache gelassen haben, so soll hier den Minderheiten in den Volksschulen der Unterricht in der Muttersprache zugesichert werden. Und wenn früher die nähern Beziehungen zu den höhern Beamten, der Wunsch vorwärts zu kommen und vielleicht selber ein Amt zu versehen, viele bald dazu gebracht haben, die Landessprache zu lernen, so soll heute dadurch, daß die Landessprache in den Schulen als Pflichtfach eingeführt wird, erreicht werden, daß alle erwachsenen Staatsangehörigen eine gewisse Kenntnis der Landessprache besitzen. Das muß ja wohl für die Regierung ein erstrebenswertes Ziel sein. Diese Zweisprachigkeit könnte der Anfang einer weitern Assimilierung werden; aber diese würde sich wie im alten Rom ohne Zwang in einem sehr langen Zeitraum abspielen.

Daß aber jene Bestimmungen als Verpflichtungen von internationalem Interesse unter die Garantie des Völkerbundes gestellt werden, das setzt doch wohl die Erkenntnis voraus, daß die Unterdrückung einer Minderheit einen Verlust für die Gesamtheit bedeutet. Wenn vorläufig durch den Vertrag von St. Germain auch nur in Oesterreich die Minderheiten unter den Schutz des Völkerbundes gestellt sind, so ist doch zu hoffen, daß das allgemeine Rechtsempfinden es erreichen wird, daß das internationale Interesse sich allen Minderheiten zuwendet und daß sie alle auf Schutz Anspruch erheben dürfen.

---

Separatabzug aus dem Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten", Nr. 18, 19, 20 u. 21 vom 4., 11., 18. u. 25. Mai 1924.